

Es ist ja nur die Hautfarbe!

Betrachtungen zu „Porgy und Bess“, einem Film, der zur rechten Zeit kommt

Die Fabel

Da ist einer, der seine Füße nicht gebrauchen kann und sich mit Hilfe eines Karrens fortbewegt, den eine Ziege zieht. Er heißt Porgy und er lebt in der Catfish-Row in Charleston an der Küste Süd-Karolinas. Dort lebt auch ein hübsches Mädchen, das er wohl haben möchte, das aber dem gesunden und brutalen Hafenarbeiter Crown nicht widerstehen kann. Sie heißt Bess. Hinter ihr ist noch Sportin' Life her, ein Geck, seinen Rauschgiftgaben kann sie zuweilen nicht widerstehen.

Beim Würfelspiel passiert es Crown, daß er Robbins tötet und fliehen muß. Noch wird die Leichenfeier begangen, als der Advokat kommt und Bess von dem Geflüchteten scheidet. Sie wird Porgys Frau und es scheint, daß ein neues Leben für sie beginnt. Bald kommt das große Fest des Jahres, ein Picknick auf der nahen Kittiwah-Insel, und obwohl Porgy seiner verküppelten Beine wegen nicht teilnehmen kann, schickt er Bess hin, daß sie sich mit anderen vergnüge. Aber eben auf diese Insel ist der Mörder Crown geflüchtet und als das Fest endet, taucht er auf und nimmt die sich Sträubende mit ins Dickicht. Erst zwei Tage später kommt Bess fiebernd zurück. Porgy fragt nicht lange und pflegt sie gesund.

Ein Hurrikan fegt über Insel und Ort, und die Neger versammeln sich in ihrer Lebensangst zu Gebet und Gesang. Als das Haus in seinen



Fugen erbebt, erscheint statt eines zurückerwarteten Fischers Crown. Er verhöhnt die Anwesenden wegen ihrer Furcht und folgt der Frau des vermißten Fischers hinaus in die tobenden Elemente.

Die Ruhe nach dem Sturm offenbart, daß der Fischer und seine Frau tot sind. Bess hat das Kind in ihre Obhut genommen und es scheint wieder einmal, daß ihre Prüfungen vorbei sind, doch bald erscheint Crown, um Bess zu holen. Es gibt einen Kampf zwischen dem Krüppel und dem tiefschwarzen Crown, in dem dieser durch sein eigenes Messer stirbt.

Die Polizei nimmt Porgy zum Verhör mit und nun beschwätzt Sportin' Life sie, mit ihm nach New York zu kommen, denn Porgy komme nie wieder. Sie widersteht seinen Argumenten nicht, nachdem er ihr eine Tüte Rauschgift gegeben hat, und beide verschwinden.

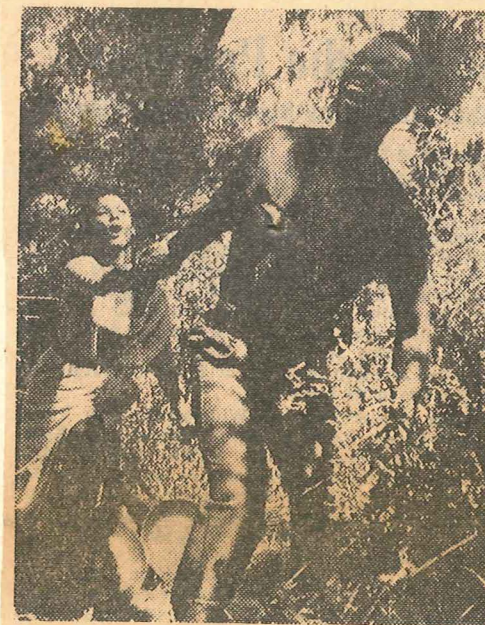
Doch Porgy ist bald wieder da. Man hat ihm nichts nachweisen können, und so kommt er mit Geschenken und einem großen Hut für seine Bess. Als er erfährt, wo sie ist, 1000 Meilen weit in New York, spannt er seine Ziege vor den Karren, besteigt ihn knielings und fährt ihr nach.

Wie man sieht, handelt es sich um eine Moritat ohne Zeigestock. So konnte man im Gespräch gelegentlich der Münchner europäischen Erstaufführung hören, dem Film fehle die Moral. Sicherlich wäre dem einen oder anderen ein happy end mit glücklichem Ehepaar Porgy—Bess lieber gewesen. Aber darauf ist es dem Autor DuBose Heyward, der von einem Lokaleignis ausgegangen war, nicht zu tun gewesen.

Das Bühnenstück „Porgy“ wurde also unter der Mitwirkung von Gershwins Bruder Ira, der die Gesangstexte schrieb, zu einem Opernlibretto umgestaltet. George Gershwin aber schuf daraus ein Werk, das man heute die erste eigenständige Oper Amerikas nennt, wenn auch der Komponist elterlicherseits

aus dem polnischen Judentum stammt und seine Wahl auf eine Episode aus dem amerikanischen Negermilieu fiel. Aber gerade diese Zusammenfassung hat etwas Ergreifendes und gibt der Volksoper (wie der Komponist selbst sie nannte) einen zusätzlichen Reiz.

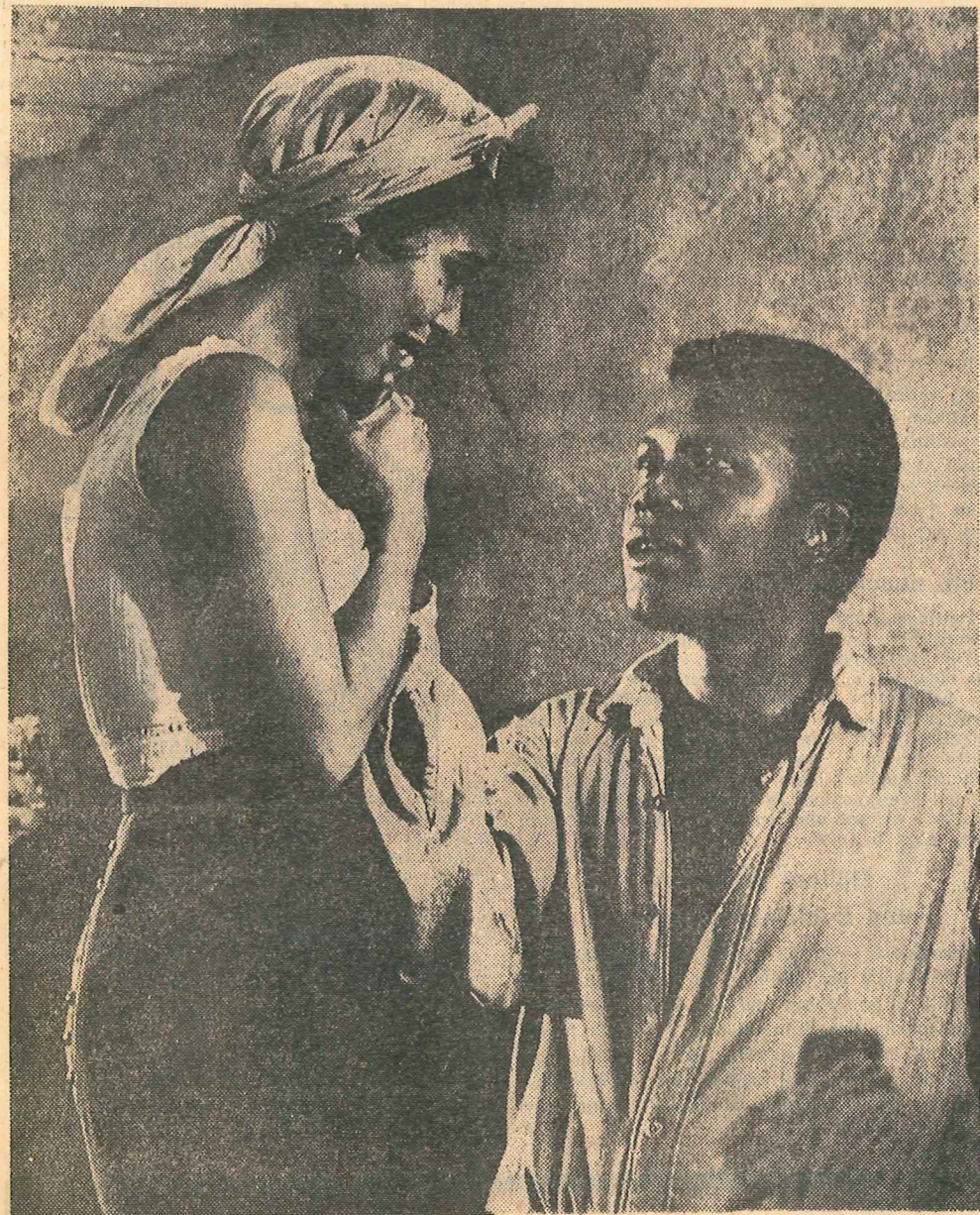
Es ist hier nicht der Ort, diese rhythmisch und musikalisch hinreißende Partitur zu analysieren. Sie erinnert in ihrer raffinierten Machart zuweilen an Puccinis Art, ohne doch je epigonal zu wirken. Im Gegenteil: Gershwin hat viel Exotisches hineingemischt, das die Palette mit ganz neuer Seelenstimmung versieht. Er war es auch, der testamentarisch be-



stimmte (er starb früh mit 38 Jahren), daß seine Oper nur von New-Yorker Neger-Ensembles aufgeführt werden dürfe. Das ist auch der Grund dafür, daß „Porgy und Bess“ vor einigen Jahren in mehrfacher Besetzung der Hauptstimmen eine Welttournee machte, die auch Deutschland berührte. Der kürzlich verstorbene Kurt Rupli hatte es als eines seiner wichtigsten Anliegen betrachtet, die Oper auch im Düsseldorfer Apollotheater mehrere Male zu zeigen. Man muß ihm heute noch einmal dafür danken, denn auch nach der Umformung in den Film besteht die Tournéeaufführung vor dem künstlerischen Urteil; sie hatte sogar choreographische Vorzüge.

Und damit ist es an der Zeit, auf den soeben in München für Europa erstaufgeführten großformatigen Film einzugehen. Der MITTAG hat bereits berichtet, daß der 76jährige Produzent Samuel Goldwyn es sich nicht hatte nehmen lassen, seinen Film nach Deutschland zu begleiten.

„Porgy und Bess“ ist ein Farbfilm, der im Todd-AO-Verfahren hergestellt wurde. Das heißt: das Cinemascope-Format ist überwunden



Diese drei Szenen aus dem Film „Porgy und Bess“ zeigen die drei Männer, die das Leben der hübschen Bess zeitweilig unter ihre Botmäßigkeit brachten. Oben hat sie es mit dem einzigen Menschen, der sie uneigennützig zur Frau begehrt, zu tun. Es ist Porgy der Krüppel (Sidney Poitier). Das Bild rechts zeigt sie mit dem eiteln Rauschgift-händler Sportin Life (Sammy Davis jun.), der sie zur Flucht nach New York beschwätzt, und ganz rechts sieht man, wie der erste Liebhaber Crown (Brock Peters) sie in den Dschungel entführt.

(längst war das ja fällig) und das Gesamtformat ist wieder dem Urformat angenähert worden, das 1:1,37 betrug. Mit anderen Worten: neben der ergiebigen Bildbreite ist die Bildhöhe wieder-gekehrt, und der Zuschauer befindet sich nun vor einem vom Auge wieder in seiner Gänze erfassbaren Bilde (vorausgesetzt, daß er in einer richtigen Entfernung sitzt).

Der Ton ist sechs-kanalig-Stereo, was sicherlich der Differenzierung des Orchesterparts zugute kommt, doch scheint mir die normale Schallplatte der Oper ähnliche Sensationen für das Ohr bereitzuhalten. Daß im Film wirklich ein Hund „wie von der Straße her“ bellt, wirkt eher als Kuriosum oder gar als Störung, da die Straße vorm Kino nichts mit einer Oper zu tun haben sollte.

Wirklich eine Theateroper?

Ein Freund saß neben mir bei der Erstaufführung. Er meinte, nachdem Regisseur Preminger das Ganze als Oper verfilmt und zuweilen das Kulissenhafte der Szene geradezu betont habe, wäre es gut gewesen, von Zeit zu Zeit eine Theaterrampe mit dem Dirigenten und Licht von unten einzublenden. Eine Meinung, die Nachdenken verdient, doch geht man wohl am besten vom Vergleich mit der Tourneeaufführung aus. Diese war in den Bühnenrahmen gepreßt und erhielt neben der musikalischen Befeuerung auch das Orchesterlicht von unten. Der Zuschauer saß in erheblicher Entfernung. Für ihn schmolzen die Darsteller zu kleinen Figuren zusammen. Der Film nun hebt die Distanz auf und rückt das Geschehen in Augennähe. Der singende Mund nähert sich bedrohlich (wenn Preminger auch Übertreibungen vermeidet), und so regiert für Momente der Technicolor-Farbfleck. Zuweilen auch will dem Zuschauer das Heranrücken und Zurückweichen etwas willkürlich erscheinen. Preminger erweist sich als der Könner-Routinier, der das Publikum im Querschnitt befriedigen will, der aber nie zu unvergeßlichen Bildgefügen gelangt, wie sie Max Ophüls mit seinem Film „Lola Montez“ gelehrt hat.

Der Regisseur verschmäht zuweilen auch Bildkompositionen nicht, die unterschwellig an den „Schinken“ erinnern. Beispiel dafür ist die Szene vom Dschungel, wo Bess von Crown in einer Weise bedrängt und schließlich entführt wird, daß Erinnerungen an Tarzan wach werden. Hier erweist sich ein großer Unterschied zu der klassisch gelungenen Rasha-Mon-Szene. Nun war Preminger allerdings gehalten, den Raub in einem Gesangsduett ausklingen zu lassen — aber da hätte man sich Klügeres einfallen lassen können als diese Kintopp-Einstellung.

Das Überwältigende

Einzigartig dagegen ist in „Porgy and Bess“ die Qualität der Darsteller und die Wahl der Stimmen. Die hellfarbige Negerin Bess wird von Dorothy Dandridge in einer Weise gesungen, daß man zu Haus gleich noch einmal die Platte auflegt. Das ist Gesangs- und Phrasierungskunst in Vollendung. Das gleiche kann man von Pearl Bailey's Maria sagen, und im Sinne des hervorragend agierenden Buffos von Sammy Davis jr. Dem Porgy hat man mit Sidney Poitier den sympathischen Darsteller gegeben, während die Stimme von Robert McFerrin stammt. Herrlich singen die Choren und höchst diszipliniert der Chor. André Previn hat das Orchester vibrierend in der Hand, Ken Darby studierte die Vokal-Ensembles ein.

Schlußbemerkung

Es kommt nur selten vor, daß man einen Film so viel Raum widmen kann wie „Porgy und Bess“, hier aber gibt es der Gründe mehrere. Einmal wird der Gewinn aus dem Film einer Stiftung überwiesen, die, unter unabhängiger Leitung, der Unterstützung rassisch und politisch Verfolgter dient. Zum anderen verzichtet der Film auf jegliche Polemik, wie es heute gang und gäbe ist. Er stellt ganz einfach einen Ausschnitt aus dem Leben einer Negergemeinschaft dar und zeigt den schwarzhäutigen Menschen, wie er all' dem unterworfen ist, was auch den weißen Mann bedrückt. Da ist Haß, Liebe, Angst, Freude, Ausgelassenheit, Verbrechen, und da ist kein Unterschied in der Skala der menschlichen Leidenschaften. Er stellt das als eine Art Welttheater dar, als ein Spiel, in dem der Böse zu gewinnen scheint, wo aber der Gute in seiner Anstrengung nicht nachläßt, und in dem man die dunkle Hautfarbe zuweilen schon gar nicht mehr bemerkt, so sehr gelingt es dem Film, den naiven Zuschauer in seine Psychologie einzubeziehen. „So also sind die Neger“, wird mancher sagen, wenn er heimgeht, „sie sind als Menschen nicht anders als wir.“ Und damit wäre eine Schlacht gewonnen, die den Abgrund, der durch geradezu atavistisch anmutende Maßnahmen der Weißen an verschiedenen Orten der Welt gerade jetzt wieder zwischen den Rassen aufgerissen wird, überbrücken könnte. Wahrscheinlich geht diese Deutung der Motive des Films ein wenig zu weit, doch deutet die Stiftung Samuel Goldwyns darauf hin.

Hans Schaarwächter